

Peter Schlobinski

Laudatio auf Damaris Nübling

*Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Dr. Kurz,
liebe Frau Winkenbach,
sehr geehrte Preisträgerin – liebe Frau Nübling,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren.*

1 Präliminarien

Gestatten Sie mir zunächst zwei Vorbemerkungen. (1) Nachdem am 14. März 2012 der »Staffelstab des Preises« (vgl. Eichinger 2012: 14) an mich übergeben worden war, der Dudenverlag den Mitarbeiterstab drastisch reduziert hatte und nach Berlin umgezogen war, da befürchtete ich, möglicherweise der Schlussläufer in den Zeitläuften der Konrad-Duden-Preis-Geschichte zu sein. Umso erfreulicher ist es, dass wir nunmehr drei Jahre später an gleicher Stelle zusammengekommen sind, um die lange und große Tradition der Verleihung des Konrad-Duden-Preises fortzuführen. (2) Als der Preis das letzte Mal einem Vertreter »der jüngeren Generation« verliehen wurde – ich war 2011 57 Jahre alt –, war dies Anlass, mit durchaus ironischen Seitenblicken über die Semantik von *jünger* nachzudenken. In diesem Jahr ehren wir eine »Vertreterin der noch jüngeren Generation«, nämlich Damaris Nübling, Jahrgang 1963. Liebe Frau Nübling, ich glaube nicht, dass diese negative Altersprogression in der Verleihungspraxis so weitergehen wird. Kurzum: Ich wette darauf, dass Sie für die nächsten zwanzig Jahre die jüngste Duden-Preisträgerin bleiben werden.¹ Sollte es anders kommen, erhalten Sie am 11. März 2035 eine Flasche Barolo zugestellt: 2015 abgezapft und originalverkorkt!

Es mag für einen rituell bestimmten Laudator nicht immer leicht sein, eine Lobrede zu Ehren einer Person zu halten. Wenn dieses Jahr eine Sprachwissenschaftlerin ausgezeichnet wird, die sich »um die Wechselwirkungen zwischen

¹ Nachtrag: Die Wette habe ich bereits verloren, da Hans Jürgen Heringer mich nach der Laudatio darauf aufmerksam machte, dass er bereits 1989 als 50-Jähriger den Konrad-Duden-Preis erhalten habe. Unter den vier Duden-Preisträgerinnen allerdings ist Damaris Nübling die jüngste, aber ich will mich nicht rausmogeln. Die verlorene Wette wird eingelöst und Kollege Heringer erhält ebenfalls eine Flasche Barolo.

- 6 Sprache und Gesellschaft verdient gemacht hat« und deren »Arbeit über den akademischen Kreis hinaus in die Öffentlichkeit wirkt«, dann ist dies etwas, was mit meinen Vorstellungen von Sprachwissenschaft und deren Vermittlung kongruiert. Aber dies allein wäre kein Grund, eine begeisterte Lobrede zu halten. Vielmehr sind es die Arbeiten selbst und der Zugang zu sprachlichen Phänomenen und Strukturen, die ich an den empirisch soliden und theoretisch fundierten Arbeiten von Damaris Nübling schätze und bereits vor der Preisverleihung schätzen gelernt habe. Und ohne die Namenforschungen der Preisträgerin hätte ich nie zu einem tieferen Interesse an der Onomastik gefunden, hätte nie ein Seminar zu diesem Thema angeboten, und wir würden nicht demnächst Seit an Seit in einer Publikation vertreten sein.

2 Curriculum vitae

Im Sommersemester 2000 wird eine junge Sprachwissenschaftlerin in Mainz zur Professorin berufen. Eine großartige Karriere hinter und vor sich, aber doch noch nicht so richtig in der Fakultät angekommen. In der Einladung zur Verabschiedung ihres Vorgängers heißt es: »Sie können auch gerne Ihre Frau mitbringen.«² Die nur an Professoren gerichtete Einladung war sicherlich der Genderverteilung am Deutschen Institut geschuldet, aber nicht nur – sondern auch dem eher seltenen Rufnamen Damaris. Der Name scheint so ungewöhnlich zu sein wie mein heutiges schlipsloses Outfit. Denn oder aber: Liebe Frau Nübling, ich habe es von Ihnen schriftlich: »Krawatte jedenfalls ist verboten.« (E-Mail vom 18.12.2014) Und nur mit größtem inneren Widerstand konnte ich Ihrem direktiven Sprechakt folgen. Zurück zu Damaris, dem »tollen Vornamen«, wie in einem Fanbrief an Sie zu lesen ist. Ein Blick in Seibickes (1996: 462) *Historisches Deutsches Vornamenbuch* belegt eindeutig, dass ein Frauenvorname vorliegt. *Damaris* leitet sich demnach von gr. *dámar* »Geliebte, Gattin« oder *dámalis* »Kalb« ab. Und im *Duden-Lexikon der Vornamen* kann man nachlesen, dass der Name in der Apostelgeschichte des Neuen Testaments der Bibel belegt ist (Apg. 17,34). Darin war Damaris eine Frau, die um das Jahr 55 in Athen lebte und »von dem Apostel Paulus bekehrt wurde. Deren Name fand im 17. Jh. Eingang in die Namengebung der englischen Puritaner. Für die Vergabe von Damaris in Deutschland seit den 1960er-Jahren ist mit angloamerikanischem Einfluss zu rechnen.« (Duden – Lexikon der Vornamen 2013: 101) So ungewöhnlich ist die Namengebung nicht, wenn man bedenkt, dass Damaris Nübling in einem evangelisch geprägten Elternhaus aufwuchs.

Der Vater evangelischer Pfarrer, seine erste Stelle in Hohenau, einer in der Nähe Trinidads im Jahre 1900 von deutschen Einwanderern gegründeten Großkolonie in Paraguay, wo Damaris Nübling 1963 geboren wurde. Vier Geschwister und »eine lebhaftes Kindheit mit viel ideeller Förderung« (persönlich von

² Dank an Rita Heuser für diese Information.

D. N. verfasstes Dokument). Noch 1963 Rückkehr der Familie nach Deutschland, da die Eltern ihre Kinder hier sozialisieren wollten. Sechs Jahre bei Lörrach an der deutsch-schweizerischen Grenze, danach zehn Jahre im idyllischen Müllheim/Baden, dann ein Jahr in Venezuela, schließlich zwei Jahre in Heidelberg und dort 1982 Abitur, die Eintrittskarte in die akademische Vita. Eigentlich war es immer Nüblings Wunsch, Biologie zu studieren. Als Austauschschülerin war sie in Venezuela in eine Biologieprofessorenfamilie geraten – seitdem stand dieser Wunsch fest und sie hätte auch einen Studienplatz in der Stadt ihrer Eltern bekommen. Aber genau dies war der Grund, *nicht* mit dem Studium der Biologie zu beginnen, denn sie wollte raus, weg von zu Hause, an einen neuen Ort (mir ging es nach dem Abitur genauso). Also bewarb sich die Abiturientin um einen neuen Studienplatz und begann ein klassisches »Parkstudium«: Spanisch, Französisch, Deutsch an der Uni Freiburg. Dort kam sie gleich im ersten Semester mit der (ihr bis dato unbekannten) Linguistik in Kontakt und dabei blieb es. Und wenn ich hinzufügen darf: zum Glück!

Ich habe mich gefragt, wie man von der Biologie zur Linguistik kommt. Als Erstes fallen einem die binäre Nomenklatur von Carl von Linné und die semantischen Taxonomien ein, insbesondere die unterschiedlichen Verwandtschaftstaxonomien in den Sprachen der Welt. Aber das war es wohl nicht. Als Student hatte ich einen Nachhilfeschüler aus der 7. oder 8. Klasse. Keine Lust auf Latein, aber dafür immer auf der Suche nach Käfern – große, kleine, unter Laubschichten und Moosflechten, zwischen Geäst und Moder. Ich konnte damals nicht verstehen, wie man auf Käferjagd gehen kann, Käfer waren für mich etwas völlig Schräges. Als der ehemalige Nachhilfeschüler als Biologiestudent in Australien auf der Suche nach seltenen Käfern war, gelegentlich eine bis dato unbekannte Art fand, präparierte und identifizierte, wurde mir klar, was den jungen Forscher angetrieben hatte: die Entdeckungslust. Und genau das scheint mir eine große Motivation von Damaris Nübling zu sein: in den Ablagerungen der Sprachgeschichte Strukturen zu entdecken, Prinzipien, die sprachliche Veränderungen bewirken, Regeln auch dort zu finden, wo Abweichungen von den Regularitäten vorliegen (zur Einführung s. Nübling 2006).

Der Weg zur Sprachgeschichtsforscherin erfolgte jedoch nicht geradlinig: »In der Germanistik war Otmar Werner derjenige, der meinem linguistischen Interesse am nächsten kam und der auch immer auf erfrischende und selbstverständliche Art und Weise die Sprachgeschichte einbezogen hat. Ansonsten war die germanistische (keineswegs die viel weniger verstaubte romanistische) Sprachgeschichte für mich ein Gräuel: Immer wieder endete sie bei der Suche nach Umlaut, Diphthongierung, Monophthongierung und 2. Lautverschiebung in mittelhochdeutschen Texten. Leider hat mich diese Disziplin zunächst gar nicht inspiriert (viel zu selbstbezüglich-philologisch und dezidiert unlinguistisch), wenngleich sie in der Romanistik sehr gut vermittelt wurde. Kurzum: Altspanisch und Altfranzösisch fand ich viel spannender als Althochdeutsch oder Mittelhochdeutsch. Was auch in der Romanistik selbstverständlich und in der Germanistik völlig unüblich war (aber bei Otmar Werner zum Glück nicht): der kontrastive Blick auf die Schwestersprachen. Selbstverständlich lernte man

8 als Romanist In auch Portugiesisch und andere romanische Sprachen – und Otmar Werner bot Seminare zum Friesischen, zum Luxemburgischen, ja sogar zum Färöischen an, da er auch in der Skandinavistik unterrichtete.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument)

Nach dem Studium 1988 bot Otmar Werner ihr im Sonderforschungsbereich »Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit« eine Mitarbeiterstelle an, auf der sie nach drei Jahren 1991 promovierte. Thema der Arbeit: *Klitika im Deutschen*. Und dann ging es die Karriereleiter zügig nach oben. Ab April 1992 eine Assistentenstelle bei Otmar Werner für »Vergleichende Germanische Philologie und Skandinavistik«, 1998 Habilitation und 2000 schließlich der Ruf an die Johannes-Gutenberg-Universität Mainz auf die Professur »Historische Sprachwissenschaft des Deutschen«.

Und dann? »Tja, dann«, schreibt Damaris Nübling, »kam 2002 Konrad Kunze aus Freiburg auf mich zu, der gerade frisch in den Ruhestand getreten war und der als ausgewiesener, moderner, energie- und schwungvoller Onomast mit den neuen digitalen Methoden (auf Basis der Telekom-Daten) und einem wunderbaren, heute immer noch unübertroffenen Kartierungsprogramm für die deutschen Familiennamen eine Projektpartnerin suchte (und mich dabei sofort gewann), u. a. um junge Wissenschaftler/-innen für dieses Projekt »Deutscher Familiennamenatlas« zu gewinnen. [...] Konrad Kunze hat mich also mit der Namenforschung infiziert.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument) Die Infektion hält bis heute an, wie man den zahlreichen Publikationen entnehmen kann. Und das Kunze-Nübling-Onomastik-Virus greift um sich, befällt Studierende und Mitarbeiter/-innen, und auch Kolleginnen und Kollegen sind nicht immun gegen das Virus. Bevor ich nun auf den Onomastik-Infekt näher eingehe, lassen Sie uns zunächst zwei wichtige Arbeiten von Damaris Nübling erwähnen: ihre Dissertations- und ihre Habilitationsschrift.

3 Würdigung des wissenschaftlichen Œuvres

Bereits in ihrer Dissertation zu den Klitika im Deutschen aus dem Jahre 1991 zeigt sich etwas, was auch ihre zukünftigen Arbeiten auszeichnet: ein Vordringen in die tiefer liegenden Sprachstrukturen. Aber nicht synchron im chomskyschen Sinne, sondern diachron in Form einer Tiefenbohrung. Eine Tiefenbohrung in die Sedimentstrukturen der deutschen Sprache, in die verborgenen Ablagerungen historisch gewachsener Sprachschichten. Aus der Analyse der häufigsten Wortzusammenschreibungen in althochdeutschen Handschriften kann Nübling ein Prinzip ableiten (das in der Schriftlinguistik merkwürdigerweise nicht weiter rezipiert wurde), das ich das »Prinzip der tiefen und flachen Schriftsysteme« nennen möchte. In tiefen Schriftsystemen sind mehr Ebenen des Sprachsystems in der Schrift repräsentiert, und »je tiefer dieses ist, desto mehr entfernt es sich von dem primären Prinzip der Alphabetschrift« (Nübling 1992: 345), der Repräsentation der Lautstrukturen. Folglich ist die morphologische und ideografische Komponente stärker

vorhanden. In flachen Schriftsystemen hingegen, wie im Althochdeutschen, ist die Lautseite vorrangig und bestimmte Verbindungen werden einfach als Wort zusammengeschrieben. Vereinfacht gesagt: In flachen Schriftsystemen ist die Lautseite vorrangig, in tiefen Schriftsystemen die morphologische und semantische Seite. Übertragen auf Schreibungen in den digitalen Medien hieße das: Die Tatsache, dass in bestimmten Textsorten *weils, seitm, mitm* usw. zusammengeschrieben werden, ist im Zusammenhang mit der konzeptionellen Mündlichkeit und einem im nüblingschen Sinne »flacheren« orthografischen Substandardsystem zu sehen.

Auch in ihrer Habilitationsschrift aus dem Jahre 1998 mit dem Titel *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen* (Nübling 2000) stehen Sprachwandelprozesse im Vordergrund. Die zündende Idee dazu entstand im »Schweizer-skandinavischen Sprachkontakt«, in dem sich die Geehrte befand: Warum sind genau die gleichen Verben im Alemannischen wie im Schwedischen und Norwegischen gekürzt, kontrahiert und in der Flexion komplett unregelmäßig, obwohl sie alle einmal in große, ordentliche Klassen integriert waren? In ihrer Arbeit wird »im Unterschied zu den meisten Arbeiten zum Sprachwandel [...] hier gerade nicht nach der Regularität, nach der vermehrten Ordnung gefragt, die diachron angeblich – und sehr oft auch tatsächlich entsteht, sondern der Fokus wird genau in die entgegengesetzte, bisher viel zu stark vernachlässigte Richtung gelenkt: Es wird der Versuch unternommen, Sprachwandel einmal »gegen den Strich zu bürsten«, indem systematisch zusammengestellt wird, über welche Wege morphologische ›Unordnung‹, morphologisches ›Chaos‹ entstehen kann« (Nübling 2000: 7).

Aber ist es in der Sprachwissenschaft nicht kontraproduktiv, statt Ordnungsstrukturen und Regeln Unordnung und Chaos, die »Unfälle der Sprachgeschichte«, zu suchen? Ist es nicht das Größte für den Linguisten, Regeln oder gar Gesetze zu finden? Womöglich universelle Gesetze? Nübling zeigt, dass irreguläre Formen auf der Folie regulärer Bildungsprozesse zu sehen und dass spezifische Prinzipien für die Regularität der Irregularität verantwortlich sind. Dem, was Nübling en détail zeigt, liegt ein Prinzip zugrunde, das man mit dem Philosophen und Mathematiker Charles Sanders Peirce als »Regularitätsprinzip« bezeichnen könnte. Es ist ein Prinzip, das aus Fluktuationen im System, und so auch im Sprachsystem, Gleichförmigkeiten im Allgemeinen entstehen lässt. Alle Gesetzmäßigkeiten, auch naturwissenschaftliche, sind für Peirce Resultate der Evolution. Er schreibt in seiner großartigen Schrift *Eine Vermutung über das Rätsel (der Sphinx)* aus dem Jahre 1887/88, und dies könnte als Leitprinzip der nüblingschen Analyse gesetzt werden: »Wir blicken zurück auf einen Punkt in der unendlich entfernten Vergangenheit, als es noch keine Gesetze, sondern nur Unbestimmtheit gab; wir blicken voraus auf einen Punkt in der unendlich entfernten Zukunft, wenn es keine Unbestimmtheit, keinen Zufall, sondern eine vollständige Herrschaft des Gesetzes geben wird. Aber zu jedem bestimmbaren Zeitpunkt in der Vergangenheit, wie früh er auch angesetzt wird, gab es schon immer eine gewisse Tendenz zur

Gleichförmigkeit; und zu jedem bestimmbaren Zeitpunkt in der Zukunft wird es eine leichte Abweichung von der Gesetzmäßigkeit geben.« (Peirce 1995: 166) Sogenannte Irregularitäten sind Reflexe eines vorangeschrittenen und weiter voranschreitenden Generalisierungsprozesses, der bei mehr oder weniger zufälligen Fluktuationen seinen Anfang genommen hat. Im dynamischen System der Sprache sind diese Fluktuationen entweder zufällig oder durch innerlinguistische Prozesse bedingt oder aber durch Umweltsysteme, wie z.B. durch soziale Systeme.

Für die Nicht-Linguisten unter uns war dies sicherlich harter Tobak. Lassen Sie uns auf ein drittes, großes Gebiet blicken, auf dem Damaris Nübling Außerordentliches geleistet hat und das jeden von uns schon einmal berührt hat. Es geht im weitesten Sinne um Namen und deren Erforschung. Es geht um die Onomastik, ein Teilgebiet der Linguistik, das auf eine zweieinhalbtausendjährige Tradition zurückblicken kann und das Damaris Nübling vom Staub der Tradition befreit und mit moderner Linguistik verbunden hat. Wie in anderen Schriften hat Nübling in der Onomastik herrschende Positionen »gegen den Strich gebürstet« (s. o.), so in der Reanalyse des Plural-*s* aus dem Genitiv-*s* von Eigennamen (Nübling/Schmuck 2010). Nübling zeigt (2009a, b), dass sich bei den Rufnamen aktuell ein Quantensprung in der Androgynisierung abzeichnet: Der Trend geht in Richtung Einebnung der onymischen Geschlechterdifferenzierung, man denke an den Rufnamen *Luka/Luca* versus *Mia, Lena, Anna* usw. Auch strukturell findet eine Angleichung statt, dies betrifft die durchschnittliche Silbenzahl in der Entwicklung seit 1945 und auch die quantitative Zunahme von Nebensilbenvokalen bei den Männernamen.

In vielen ihrer Arbeiten nimmt Damaris Nübling eine neue Perspektive ein und gewinnt neue Erkenntnisse, weil sie an vorherrschenden und fossilisierten Positionen zweifelt.

4 Der onomastische Dubitativ

In einem Gedicht von Erich Fried mit dem Titel *Angst und Zweifel* heißt es:

Zweifle nicht
an dem
der dir sagt
er hat Angst

aber hab Angst
vor dem
der dir sagt
er kennt keinen Zweifel

Aus: *100 Gedichte ohne Vaterland* (1979: 89)

Der Zweifel hält bekanntlich das Denken in Bewegung, er mündet in der Wissenschaft in begründete Kritik und in ein Gegen-die-herrschende-Meinung-Denken. Davon, dass Damaris Nübling über einen produktiven Zweifel verfügt, legen ihre Arbeiten beredtes Zeugnis ab, wohl nirgendwo schärfer formuliert als in dem Statement: »Meines Erachtens mangelt es der deutschen Genderlinguistik an linguistischem Niveau – angefangen dabei, was sie alles unter ›generischem Maskulinum‹ versteht. Fundierte linguistische Kenntnisse fehlen in der Diskussion – sprachhistorische sowieso –, die denn auch oft von Nicht-Linguist/-innen geführt wird. Viele Linguist/-innen wollen sich daran lieber nicht die Finger verbrennen.« (persönlich von D. N. verfasstes Dokument) In ihrem Beitrag aus dem Jahre 2011 *Von der »Jungfrau« zur »Magd«, vom »Mädchen« zur »Prostituierten«* widerlegt Nübling die These, dass die Pejorisation, die semantische Abwertung, auf die zu höfliche Behandlung von Frauen durch Männer zurückgehe. Ich bin gespannt auf die demnächst zusammen mit Helga Kotthoff erscheinende *Einführung in die Gender-Linguistik*.

Meine Damen und Herren, liebe Frau Nübling, lassen Sie uns zum Schluss ein kleines Spiel spielen, nennen wir es »Der onomastische Dubitativ«. Den Zweifel am Eigennamen als einem »starren Designator« (Kripke 2005) hat Ray Bradbury (1977) in einer kleinen Erzählung mit dem Titel *Kein Abend, kein Morgen ...* auf einen existenzialistischen Kontrapunkt gebracht. Wenn Sie, liebe Frau Nübling, auf Ihre erste Publikation schauen und unter dem Titel Ihren Namen sehen, dann kann sich die Frage stellen, ob Sie *wirklich* die Autorin sind. Gibt es einen Beweis dafür, dass Sie die Person sind, die das Buch *Klitika im Deutschen* geschrieben hat? Das Buch liegt vor, Ihr Name steht gedruckt auf dem Buchdeckel, aber so könnten Sie bezweifeln: »Der Name auf dem Papier ist trotzdem nicht ich. Er ist ein Symbol, ein Name.« Und Sie könnten weiter argumentieren, »es besteht eine Beweislücke, eine Lücke zwischen tun und getan haben. Was man getan hat, ist tot und kein Beweis. Und die gedruckten Bücher sind Überreste vollzogener Handlungen, zeitlich entbunden vom Akt des Verfassens, nichts als eine Erinnerung.« Und kann man seinen Erinnerungen trauen, sind sie ein unwiderlegbarer Beweis? Wenn Sie eine solche nihilistische Position einnehmen würden (was Sie nicht tun), dann setzte ich Ihnen die des logischen Positivismus entgegen (Russel 1967: 48 ff.).

Eigennamen sind in Wirklichkeit Beschreibungen. Wenn Sie also, liebe Frau Nübling, Ihren Namen gebrauchen, und es so etwas wie eine Bekanntheit mit sich selbst gibt, dann bezeichnen Sie sich selbst unmittelbar, es läge eine direkte Selbstreferenz vor. Wenn ich aber etwas über Sie sage, wie ich es in diesem Moment tue, dann liegen mir bestimmte Informationen vor, die ich entsprechend klassifiziere. Die Person mit dem Namen Damaris Nübling, mit der ich telefoniert habe, ist witzig und hat Humor. In der Bibliothek sind Bücher unter ihrem Namen verzeichnet. Im Internet findet sich ein Interview mit einer Person namens Damaris Nübling, die genauso aussieht wie jene Person, die heute hier als Damaris Nübling geehrt wird. In einer Pressemitteilung ist zu lesen, dass »die Bandbreite ihrer Forschung, die zahlreichen internationalen Kooperationen und ihr Engagement für den wissenschaftlichen Nachwuchs sie

zu einer würdigen Trägerin des Konrad-Duden-Preises [machen]«³. Die Bezugnahme auf ein- und dieselbe Person ist also ersetzbar durch Beschreibungen und verschiedene Personen werden verschiedene Beschreibungen liefern. Um sich seiner selbst zu vergewissern, haben wir die Fähigkeit, die Perspektive des anderen einzunehmen. Und so könnten wir einer nihilistischen Position entgegenhalten, dass Damaris Nübling Autorin des Buches *Klitika im Deutschen* ist, wenn wir den Beschreibungen anderer und den Zeugnissen der Geschichte (wie dem Buch) ein Stück weit vertrauen, wie auch der Gewissheit unserer selbst.

Vertrauen in die eigene Arbeit und Zweifel an der eigenen Arbeit – dies macht eine gute Wissenschaftlerin aus. Wenn sich hierzu Innovationskraft, Freude an der Arbeit, Unterstützung des wissenschaftlichen Nachwuchses sowie das Wirken in der Öffentlichkeit gesellen, dann ist all dies ein Fundament, von dem aus ein prachtvolles Werk geschaffen werden kann. Liebe Frau Nübling, ich wünsche Ihnen dafür weiterhin gedankliche Schärfe, Kraft und Herz und ich bin mir sicher, dass wir noch viele interessante Bücher und Beiträge von Ihnen werden lesen können. Und vielleicht können wir auf der IDS-Tagung 2035, wie auch immer die eingangs formulierte Wette ausgehen mag, den bis dahin hoffentlich nicht originalverkorksten Barolo gemeinsam verkosten.

3 [http://www.duden.de/presse/Konrad-Duden-Preis-2014-geht-Damaris-Nübling](http://www.duden.de/presse/Konrad-Duden-Preis-2014-geht-Damaris-Nuebling)

Literatur

- Bradbury, Ray* (1977): »Kein Abend, kein Morgen ...« In: Ders.: *Der illustrierte Mann*. Zürich, 182–195.
- Duden – Lexikon der Vornamen* (2013): Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 8000 Namen. Mannheim/Zürich.
- Eichinger, Ludwig M.* (2012): »Laudatio auf Peter Schlobinski.« In: Peter Schlobinski: *Sprache und Kommunikation im digitalen Zeitalter*. Mannheim.
- Fried, Erich* (1979): *100 Gedichte ohne Vaterland*. Berlin.
- Kripke, Saul* (2005): *Name und Notwendigkeit*. Frankfurt a.M.
- Nübling, Damaris* (1992): *Klitika im Deutschen – Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte*. (= ScriptOralia Band 42). Tübingen.
- (2000): *Prinzipien der Irregularisierung. Eine kontrastive Untersuchung von zehn Verben in zehn germanischen Sprachen*. (= Linguistische Arbeiten 415). Tübingen.
 - (2006, in Zusammenarbeit mit Antje Dammel, Janet Duke, Renata Szczepaniak): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen.
 - (2009a): »Von *Monika* zu *Mia*, von *Norbert* zu *Noah*: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 auf prosodisch-phonologischer Ebene.« In: *Beiträge zur Namenforschung* 44/1, 67–110.
 - (2009b): »Von Horst und Helga zu Leon und Leonie: Werden die Rufnamen immer androgyner?« In: *Der Deutschunterricht* 5, 77–83.
 - (2011): »Von der ›Jungfrau‹ zur ›Magd‹, vom ›Mädchen‹ zur ›Prostituierten‹: Die Pejorierung der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?« In: Riecke, Jörg (ed.): *Historische Semantik. Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte*, Bd. 2. Berlin/New York, 344–359.
- , *Fabian Fahlbusch* & *Rita Heuser* (2012): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*. Tübingen.
- & *Helga Kotthoff* (i. V.): *Einführung in die Gender-Linguistik*.
 - & *Mirjam Schmuck* (2010): »Die Entstehung des s-Plurals bei Eigennamen als Reanalyse vom Kasus- zum Numerusmarker. Evidenzen aus der deutschen und niederländischen Dialektologie.« In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 77/2, 145–182.
- Peirce, Charles Sanders* (1995): »Eine Vermutung über das Rätsel (der Sphinx).« In: Ders.: *Religionsphilosophische Schriften*. Hg. von Hermann Deuser. Hamburg, 112–170.
- Russel, Bertrand* (1967): *Probleme der Philosophie*. Frankfurt a.M.
- Seibicke, Wilfried* (1996): *Historisches Deutsches Vornamenbuch*. Band 1. Berlin/New York.